

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 10 (1942-1943)
Heft: 4

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

KLEINE RUNDSCHAU

Die schweizerische Wissenschaft in der Aufklärungszeit

Eduard Fueter: Geschichte der exakten Wissenschaften in der schweizerischen Aufklärung (1680—1780) Veröffentlichungen der schweizerischen Gesellschaft für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften. H. R. Sauerländer & Co., Aarau-Leipzig 1941.

Wer sich über die Entwicklung von Wissenschaft und Forschung in der Schweiz unterrichten will, dem stehen vor allem die Universitätsgeschichten zur Verfügung, die in den letzten Jahren von namhaften Gelehrten geschrieben worden sind. Gagliardi hat die Geschichte der zürcher, Feller der berner, His der basler, Borgeaud der genfer und Meylan der lausanner Akademie dargestellt.

Allein die Gesichtspunkte, die bei einer Universitätsgeschichte massgebend sind, sind andere als bei einer allgemeinen Wissenschaftsgeschichte, zudem geben sie nur einen zeitlich und örtlich beschränkten Ausschnitt aus der gesamten Entwicklung des wissenschaftlichen Forschens und Arbeitens in unserem Lande.

Nun hat sich zum ersten Mal ein Historiker an das schwierige und entsagungsvolle Unternehmen herangewagt: die Blütezeit der exakten Wissenschaften in der Schweiz im Zusammenhange darzustellen; und zwar ist die Aufgabe — nicht wie man erwarten würde — von einem Gelehrten angegriffen worden, der auf eine wissenschaftliche Laufbahn zurückblickt, sondern von einem, der ihr entgegenschaut. Das Werk, das uns jetzt vorliegt, ist nicht eine Frucht der Sammlung des Alters, sondern des jugendlichen Enthusiasmus.

Die Leistung von Eduard Fueter ist im moralischen und im geistigen Sinne erstaunlich: Im moralischen: weil sie keine Spur von der wehleidigen, müden und gedankenleeren Skepsis gegenüber der Wissenschaft aufweist, von der die moderne Universitätsjugend so stark angekränkelt ist; im geistigen: weil auch nur zum annähernden Gelingen einer solchen Aufgabe so viele Talente nötig sind, dass man sie höchst selten in einem Kopfe vereinigt findet. Welche Fülle von Fähigkeiten und Kenntnisse müssen da nicht vorhanden sein! Sinn für Geistesgeschichte und für die Probleme der exakten Wissenschaften, Verständnis für Theologeme wie für die höhere Mathematik, Einblicke in die Biologie wie in die Kristallographie, Gefühl für Individualität und Fassungsvermögen für die abstraktesten Begriffe, ein Auge für Proportionen und Zusammenhänge, kurz, zulängliche Anschauungen vom Geiste sowohl wie vom Leben.

Eduard Fueter scheint den universalistischen Hang, der ihm eigen ist, als Familienerbe mitbekommen zu haben. Hat doch schon sein

Vater in gleich jungen Jahren die gelehrte Welt mit einer universalistischen Leistung überrascht, der noch heute nicht übertroffenen „Geschichte der europäischen Historiographie“.

Ohne höchste Konzentration und Disziplin muss jede allgemeine Wissenschaftsgeschichte ins Monströse geraten. Wie gross ist hier die Gefahr im Stoff zu ertrinken oder über Kollektaneen nicht hinauszugelangen, nur kalenderhafte Aufzählungen zu liefern oder geschichtsphilosophisches Garn zu spinnen! Das kluge Vermeiden aller dieser Gefahren ist einer der schönsten Vorzüge des Buches von Eduard Fueter. Ein anderer, nicht minder sympathischer, ist dessen Knappeit. Es umfasst rund 300 Seiten und behandelt oder berröhrt die Leistungen von fast anderthalb Hundert Forschern und Gelehrten. Die Darstellung ist leicht lesbar, fliessend, ja bisweilen beschwingt. Man lernt eine Fülle von interessanten und überraschenden Dingen, nicht nur aus der schweizerischen sondern aus der europäischen Wissenschaftsgeschichte.

Das Hauptergebnis des schönen Buches ist für den nicht fachwissenschaftlich sondern kulturhistorisch interessierten Leser das glanzvolle Bild wissenschaftlichen Lebens in unserm Lande während eines Jahrhunderts, das staatlich und politisch weder Kraft noch Einheit aufzuweisen hatte. Welche Fülle originaler Köpfe findet sich da vor und wie mancher geniale Geist leuchtet da auf! Um sich die Grösse des mathematisch-naturwissenschaftlichen Zeitalters zu vergegenwärtigen führe man sich nur die bedeutende Reihe der Mathematiker aus der Familie Bernoulli, Leonhard Euler und Nicolas Fatio vor Augen oder man denke an Joh. Heinr. Lambert, an Jakob Hermann, an Pierre de Crousaz, an Gabriel Cramer oder an die Naturforscher Albrecht von Haller, Joh. Jak. Scheuchzer, Horace Bénédict de Saussure, an die Trembley, de Candolle, Deluc, Zwinger!

Es entsteht wirklich der Eindruck — wie Eduard Fueter einmal sagt — dass in der ungewöhnlichen Fülle und ausserordentlichen Fruchtbarkeit der eidgenössischen Naturforscher im 18. Jahrhundert der „Genius der Nation“ seine höchste Stufe erklommen habe. Und wir sind nach der Lektüre dieser Wissenschaftsgeschichte bereit dem Einleitungssatze des Verfassers beizupflichten: „Dreimal trat die Schweiz entscheidend in den Kreis europäischer Ereignisse: einmal durch ihre militärpolitische Stellung, die in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts ihren Höhepunkt erreichte, das andere Mal als Ausgangspunkt der zwinglischen und calvinistischen Reformen und drittens durch ihre überragenden mathematischen und naturwissenschaftlichen Leistungen im 18. Jahrhundert.“ Wenn diese Tatsache uns erst sehr spät zum Bewusstsein gekommen ist, so röhrt das daher, dass das schweizerische Geistesleben, so eng mit dem europäischen verknüpft schien und eine nationale Betrachtung als überflüssig galt. (Man hatte ja schliesslich früher auch keinen Grund die nationale Existenzberechtigung durch Aufweisung der Leistungen für die Menschheit zu verfechten; es galt ja noch der erhabene Satz von Ranke, dass jede Nation unmittelbar

zu Gott stehe.) Ein zweiter Grund warum wir wenig wussten von unserer kulturellen „Grossmachtstellung“ in den exakten und Naturwissenschaften während des 18. Jahrhunderts liegt in dem Mangel an zusammenfassenden Arbeiten über die Geistesgeschichte unserer Vergangenheit. Ein grosser Schritt zur Ueberwindung dieses Mangels ist nun von Eduard Fueter getan worden. Wohl ist seine Geschichte skizzenhaft, aber die Striche sind deutlich gezogen und die Massen klar verteilt. Die Weiterarbeit an dem grossen Thema wird nun um vieles leichter sein, auch durch die unschätzbare bibliographische Arbeit, die Eduard Fueter bewältigt hat.

Die Darstellung selbst nun ist in zwei Teile gegliedert. Der erste: „Geschichte und Forschung“ unternimmt es in grossen Zügen die innere Verbindung zwischen Naturwissenschaft und Geistesgeschichte aufzuweisen. Dem Einfluss von Religion und Kirche auf die Entwicklung der Naturwissenschaften wird dabei das Hauptgewicht zubemessen. Fueter hält es geradezu für möglich die Geschichte der modernen Naturwissenschaften innerhalb der Gegensätze von Kirchentum und freier Forschung aufzuzeigen.

So verfolgt er denn auch mit besonderer Aufmerksamkeit die vielfältigen Auseinandersetzungen der Theologen verschiedenster Richtung mit den Naturforschern, die auch ihrerseits nicht geschlossen vorgehen, sondern zumeist auf eigenen Wegen wandeln. Es herrscht nicht nur Kampf zwischen den beiden Lagern, sondern mitunter auch eine freundliche und fruchtbare Beziehung, eine bewusste und unbewusste gegenseitige Förderung.

Als Grundtendenz der schweizerischen Naturforscher im 18. Jahrhundert darf man wohl den Willen zur Vermittlung feststellen, zur Ueberbrückung der Gegensätze zwischen Kirchenlehre und freier Forschung. Die geistigen Ereignisse, die das wissenschaftliche Leben vor allem befruchtet haben, waren das Eindringen und die Wirkung des Cartesianismus und der Kampf um das kopernikalische Weltsystem.

Der Tatsachensinn der Schweizer zeigt sich deutlich in ihrem Verhältnis zur Aufklärungsp hilosophie . Philosophisch haben sie nichts Originelles hervorgebracht, sie hielten sich an einen vorsichtigen Eklektizismus, durchaus nicht zum Schaden ihrer exakten Leistungen. Eine der wichtigsten Ursachen für das mächtige Aufblühen der Wissenschaften in unserem Lande, das im Ganzen übrigen recht schwierig zu erklären ist und viele Rätsel bietet, ist vielleicht darin zu finden, dass hierzulande keine philosophischen Salons herrschten, dass man von der Metaphysik nicht viel hielt, dass man überhaupt wenig spekulativer Begabung aufzuweisen hatte. Eine wirkliche Ausnahme bildete wohl nur der geniale Euler durch seine Leibnizkritik.

Sehr reizvoll sind die Seiten, die Fueter der „wissenschaftlichen Persönlichkeit“ widmet. Die soziologisch und charakterologisch gefärbten Betrachtungen, gespickt mit fesselnden anekdotischen und biographischen Zügen geben eine Art Typologie des schweizerischen Naturforschers im 18. Jahrhundert. Ein Blick auf die „Liebhaber und

„Gesellschaften der Naturforschung“ ist nicht nur kulturhistorisch interessant, sondern zeigt auch wie fruchtbar wissenschaftliche Organisation ohne Staatshilfe und Staatsmacht sein kann. Wie verschwindend wenig die Regierungen der Republiken der alten Eidgenossenschaft für Wissenschaft und Forschung so wie für ihre Träger übrig hatten, wird uns in einem besondern Kapitel vor Augen geführt. Es entbehrt nicht amüsanter Züge. Trotz einem fast völligen Désintéressement des Staates an der Wissenschaft brachte diese Zeit eine grösere Fülle von überragenden Leistungen hervor als die unsere, die als fundamentum vitae die Maxime hat: Von der Wiege bis zur Bahre ist der Staat das einzig Wahre. Damit soll selbstverständlich kein Wort gegen die ausgedehnteste Förderung der modernen Forschung von staatswegen gesagt sein, die Laboratorien und Apparaturen, Hilfsmittel und Hilfskräfte zu ihrer Entfaltung in grösstem Ausmass nötig hat. Der Staat kann aber der Wissenschaft noch so viele Kredite zur Verfügung stellen, der schöpferische Geist wehet trotzdem von wannen er will. Dies wird übrigens auch durch das letzte Kapitel des allgemeinen Teils von Fueters Darstellung aufs trefflichste illustriert, das die „Oekonomischen Voraussetzungen“ der schweizerischen Wissenschaftsblüte im 18. Jahrhundert behandelt.

Im zweiten Teil, mit dem ersten nur lose verknüpft, werden die bedeutendsten wissenschaftlichen Leistungen in allen exakten Disziplinen übersichtlich aufgeführt. Es ging dem Verfasser dabei nicht darum, die innere Entwicklung der wissenschaftlichen Probleme zu verfolgen sondern er wollte den Anteil der schweizerischen Gelehrten am Gesamtfortschritt der Naturforschung aufzeigen mit dem einzigen Ziel „den jähn und grossartigen Aufstieg im Zeitalter der Aufklärung zu dokumentieren und in einem farbigen Gesamtgemälde das Bewusstsein für die Wichtigkeit dieser Epoche und dieser Leistungen zu beleben und vielleicht zu weiterer Forschung auf dem Gebiete der Wissenschaftsgeschichte anzuspornen.“

Das glanzvolle Erreichen des gesetzten Ziels, das Eduard Fueter die volle Anerkennung weit kompetenterer Beurteiler als des hier referierenden eingetragen hat, möge vor allem ihn selbst dazu ermutigen seine wissenschaftsgeschichtliche Forschungen weiterzuführen, denn er besitzt all die vielen Begabungen, die für eine solche Aufgabe nötig sind in hervorragendem Masse, und was noch mehr ist: echte Liebe und Begeisterung für Forscher und Forschung. **Walther Meier.**

Die Ernährung des kontinentalen Europa

Das Problem der ausreichenden Produktion von Nahrungsmitteln wird in dem Buche des Staatssekretärs im Reichsernährungsministerium Herbert Backe „Um die Nahrungsfreiheit Europas“¹⁾ eingehend untersucht.

Der Verfasser, der seit 1931, und häufiger seit 1934, in die Diskussion über die Agrarproduktion eingriff, verbindet praktische Kenntnisse in Landwirtschaft und Bergbau mit theoretischer Schulung und politischer Blickrichtung. So kann dieses Buch des in letzter Zeit wiederholt vor den Augen der Weltöffentlichkeit auftretenden deutschen Staatsmannes ein besonderes Interesse beanspruchen.

Das Werk enthält eine mit sehr instruktivem Bildmaterial versehene klare Darstellung des in der deutschen Agrarwirtschaft Erreichten und weiterhin Geplanten, ist also teils apologetisch, teils in die Zukunft weisend, und enthält eine wirtschaftspolitische Polemik gegen Grossbritanien. Ueber die ökonomischen Verhältnisse letzterer Macht informieren zahlreiche beigegebene Tabellen. Aber weder dieser Inselstaat noch die Sowjetunion gehören zum eigentlichen Thema des Buches, dieses ist vielmehr: die Sicherung der Ernährung aller übrigen europäischen Staaten gegen Einwirkungen, die von London oder Moskau ausgehen könnten.

Somit wird nur der kontinentale europäische Raum, ohne England und auch ohne Russland, als Ernährungsbasis einer Betrachtung unterzogen und ausdrücklich vermerkt, dass die bisher übliche Einrechnung englischer und russischer Produktionsziffern in die gesamteuropäische Statistik ein falsches Bild ergeben habe, denn das europäische Russland ist zu 101 Prozent, Grossbritanien (ohne Irland) dagegen nur mit 25 Prozent Selbstversorger mit Nahrungsmitteln (im Jahre 1938). Auf den gleichen Zeitpunkt werden für Deutschland und Frankreich 83, für Italien, Spanien und Portugal über 95, und für Osteuropa 80—121 Prozent errechnet. Von den kleineren Ländern werden die Schweiz mit 47, Belgien mit 51, die Niederlande mit 67 und Norwegen mit 43 Prozent angegeben. Die Sicherung der Ernährung dieser Gebiete lege den Gedanken einer kontinentaleuropäischen „Grossraumwirtschaft“ nahe.

Weltwirtschaft sei „keine höhere Stufe in der Folge: Hauswirtschaft, Stadtwirtschaft, Volkswirtschaft; denn die Weltwirtschaft sei keine Einheit wie die Volkswirtschaft: Die gemeinschaftsbildenden Kräfte fehlen oder treten weitgehend zurück. Sie erschöpfen sich in technisch zwar durchaus wichtigen, aber immer doch nur äusserlichen Organisationen, wie z. B. im Weltpostverein“.

Die allein durch das Rentabilitätsprinzip regierte weltwirtschaftliche Arbeitsteilung veranlasste grosse Länder in der Agrarproduktion zur „Monokultur“, d. h. zum Anbau von einem oder doch nur wenigen

¹⁾ Wilhelm Goldmann Verlag, Leipzig 1942.

Produkten, etwa Kaffee oder Baumwolle, überzugehen; andere Länder spezialisierten sich als „Industrieländer“. Aber „mit der industriellen Autarkisierung der Primitivländer musste früher oder später das entstandene Gleichgewicht der Weltwirtschaft erschüttert werden. Entscheidend war nicht nur, dass zu den bisherigen Ausfuhr ländern neue Industriestaaten, wie die Vereinigten Staaten, Japan, Russland u. s. w., hinzutraten und damit eine immer schärfere Konkurrenz einsetzte, sondern dass als logische Folge auch die Absatzmöglichkeiten immer mehr eingeengt wurden. Und so erschütterte man das bis zum Weltkrieg (1914) entstandene weltwirtschaftliche Gleichgewicht in immer stärkerem Masse, indem die Abhängigkeit der Primitivländer von der Einfuhr industrieller Erzeugnisse dauernd abnahm, die Abhängigkeit der Industrieexportländer von der Einfuhr an Lebensmitteln und Rohstoffen jedoch dauernd stieg, die Waffe der sogenannten freien Wirtschaft, mit der der Liberalismus, von Westeuropa ausgehend, die ganze Welt unterjochte, legte dieses Westeuropa nach und nach in die Hand der Unterjochten ... Das ganze bis zum Weltkrieg aufgebaute System einer Weltarbeitsteilung trug also den Keim des Verfalls in sich und wäre auch ohne den Weltkrieg und seine Folgen zusammengebrochen.“ Denn es hatte zur Voraussetzung die Freiheit der Produktion und die Freiheit des Güter-Kapitalien- und Devisenverkehrs. „Die Erschütterung dieser fiktiven Grundlage musste die Unmöglichkeit einer solchen Weltarbeitsteilung beweisen.“ Industrie- und Agrarkrisen als Dauerzustand waren die Folgen der Weltarbeitsteilung.

So müsse denn die ganze Oekonomie auf ein neues Ziel ausgerichtet werden, auf die „Europäische Grossraumwirtschaft und die Ernährung aus eigener Scholle.“ Nicht der Weltmarkt könne und solle wiederhergestellt, sondern der „Grossmarkt Kontinentaleuropa“ müsse errichtet werden. Hieraus ergeben sich für die Industrie und für die Landwirtschaft bedeutungsvolle Aufgaben. Die ersten werden aus Gründen der Themastellung im vorliegenden Buche nicht im Einzelnen behandelt, die letzteren werden umrissen. Eine der wichtigsten ist die „Aufrüstung des Dorfes.“ Hierzu gehört: z. B. die Versorgung der Landwirtschaft mit genügend vielen und „Tiefenwirkung“ erzielenden Maschinen, ferner solchen, welche den Verlust, z. B. an Körnern, vermeiden helfen; weiter zweckmässige Gestaltung des Gesamtplanes der Dorfgemarkung. „Die alte Dorfstrasse, die Enge der Hoflage im Dorfverband verhindert den Ausbau jedes Betriebes. Mit fortschreitender Mechanisierung fehlen die Unterkunftsmöglichkeiten für Wagen, Maschinen und Geräte, die dann allen Witterungseinflüssen ausgesetzt, auf der Strasse abgestellt werden müssen. Die Auflockerung des Dorfes ist eine Voraussetzung dafür, dass die landwirtschaftlichen Betriebe den technischen Erfordernissen entsprechend umgestaltet werden können.“ In der neuen Planung der dörflichen Gemarkung müsse der Grundsatz zur Geltung kommen: „Je kürzer der Weg umso grösser die Leistung.“ Bessere Stallanlagen, neue Wasserleitungen, gute Stapel-

und Entladungsmöglichkeiten für den Dung, grössere Sauberkeit und zweckmässige Arbeitsbedingungen, Verbesserung oder, wenn nötig, gänzliche Neuanlage der Verkehrswägen, überhaupt Organisation der Wege vom Erzeuger zum Verbraucher gehören zum Programm der „Auf-rüstung des Dorfes.“

Ein Teil des Buches ist den Schwierigkeiten gewidmet, die der Organisation der „europäischen Grossraumwirtschaft mit dem Zwecke der Ernährung aus eigener Scholle“ entgegenstehen. Besonders werden jene Schwierigkeiten beachtet, die in der Natur der landwirtschaftlichen Produktion selbst liegen, z. B. die der Intensivierung.

„Die landwirtschaftliche Erzeugung steht unter dem Gesetz vom abnehmenden Bodenertragszuwachs, das heisst die Ernte bezw. die Erzeugung steigt nicht im gleichen Verhältnis wie die Menge der aufgewandten Produktionsmittel. Anders ausgedrückt besagt dieses Gesetz: Die Erzeugungskosten sind umso höher, je intensiver die Landwirtschaft ist.“

Das Gesetz vom abnehmenden Ertragszuwachs (ungenauer: Gesetz vom abnehmenden Bodenertrag) besagt bekanntlich, dass von einem bestimmten Punkte an (dem Optimum) steigenden Aufwendungen an Arbeit und Kapital relativ sinkende Erträge entsprechen (bei gleichbleibendem Stand der übrigen Lebensbedingungen).

Das streng geltende Naturgesetz, mit dessen Auswirkungen des Wirtschaftslebens zu rechnen hat, bezieht sich auf die gesamte landwirtschaftliche Erzeugung.“

Andere Schwierigkeiten waren psychologischer Art: „Die Aufnahmefreude des Volkes für eine politische Neuordnung war mit der Machtergreifung (der Nationalsozialisten) fast überall gegeben. Anders lagen die Verhältnisse auf dem Gebiete der Wirtschaft, wo man sich Neuordnungen entgegenstellte und die erforderlichen Massnahmen als Eingriffe in die persönliche Handlungsfreiheit, als gegen die Wirtschaftsdoktrin usw. gerichtet, ablehnte. Diese Haltung erklärt sich daraus, dass der Liberalismus für einen langen Zeitraum das Denken und die Wirtschaft beherrschte und auf alle Lebensgebiete Einfluss nahm. Nur durch eine bewusste Zerstörung aller nationalen und völkischen Begriffe konnte sich diese Idee ausbreiten.“

„Die Wirtschaft wurde zum Selbstzweck erhoben, und in dem Masse, wie man sich über den Begriff, „Volk“ hinweggesetzt hatte, verlor auch die Volkswirtschaft ihren Sinn und machte einer hemmungslosen Individualwirtschaft Platz... Der entfesselte Erwerbstrieb, die Erringung eines möglichst grossen Privatnutzens wurde sittliches Gesetz.“

Diese Schwierigkeit konnte, nach dem Zeugnis des Verfassers, durch das „Mitgehen“ des Bauern überwunden werden. „Er hatte am stärksten unter dem Liberalismus und seinen Auswirkungen zu leiden und brachte der nationalsozialistischen Neuordnung das grösste Zutrauen entgegen. Darüber hinaus entsprach die Forderung nach Produktionssteigerung

durchaus seiner durch Tradition und Auslese bedingten Mentalität. Der Mensch stand also als erster Produktionsfaktor, z. B. durch erhöhte Arbeitsleistungen, zur Verfügung. In besonderem Masse konnte die Erzeugungsschlacht durch marktordnende Massnahmen — die zweite Voraussetzung — erfolgreich geführt werden. Hierdurch wurde die Stabilität von Absatz und Preis gesichert, ebenso ein auskömmlicher Gewinn für Produzenten, Be- und Verarbeiter und Händler."

„Dieser Krieg hat erwiesen, dass die 1934 herausgegebenen Parolen der Erzeugungsschlacht, deren Richtigkeit in den folgenden Jahren immer wieder bestätigt wurde, auch heute noch genau so massgebend sind wie bei ihrer Verkündung.“ Keine wesentliche Umstellung hätte seit Kriegsbeginn im gesamten Bereich der Land- und Ernährungswirtschaft vorgenommen werden müssen. Es bedürfe aber „keines Hinweises, dass dem Volke Einschränkungen auferlegt werden mussten, dass eine Verbrauchsverlagerung notwendig wurde.“ So sei das Problem der Fettversorgung Deutschlands nicht gelöst, weil im Unterschied zur sonstigen Versorgungslage, „die eigene Bedarfsdeckung auf dem Fettgebiet nur zu etwa 55% gegeben“ sei. —

In der „arbeitsteiligen Kontinentalwirtschaft“, welche das Ziel der deutschen politischen Oekonomie ist, sei, sagt der Verfasser, „ein geregelter Anbauzyklus nicht nur möglich, sondern erwünscht. Durch ihn werde der Boden vor Zerstörung und Auslaugung geschützt und behalte die ihm innewohnenden Kräfte zum Nutzen und Wohl auch der nachfolgenden Generationen. Der Absatz der Erzeugnisse sei gesichert, und die festen, den Produktionsbedingungen angepassten Preise erlaubten langfristige Anbauplanungen sowie zweckmässige Unterstützung der Erzeugung. Andererseits ermögliche der gesicherte Absatz die Bereitstellung ausreichender Produktionsmittel wie Maschinen, Düngemittel usw.“ „Voraussetzung für eine solche kontinentaleuropäische Agrarwirtschaft sei eine zwischenstaatliche Marktordnung.“

„Marktordnung und Erzeugungsschlacht waren die Instrumente, mit deren Hilfe Deutschland seine Ernährung grösster Ansprüche, die an die Ernährungswirtschaft gestellt wurden, gesichert hat. Ebenso wird nur eine europäische Marktordnung und eine europäische Erzeugungsschlacht die Ernährung Europas sichern, besonders im Hinblick auf die grossen und wichtigen Aufgaben, die diesem Erdteil in Zukunft gestellt werden.“

Der Weg, der zu diesem Ziele führe sei vorgezeichnet, und, so schliesst Staatssekretär Backe sein Buch, es sei der Weg „der europäischen Lebensraumgemeinschaft, an der alle Völker Europas mitzuarbeiten verpflichtet sind.“

Paul Schmitt

Giuseppe Verdi's Leben aus seinen Briefen

„Ich schwöre dir, und du wirst es mir gerne glauben, dass ich oft fast erstaunt bin, dass du Musiker bist. Gewiss ist die Musik göttlich und dein Genius dieser Kunst würdig; doch ist das Zauberbild in dir, das mich anzieht und das ich verehre, dein Charakter, dein Herz, deine Geduld mit den Fehlern anderer und deine grosse Strenge gegenüber dir selbst.“

So schreibt die Sängerin Giuseppina Strepponi, Verdi's Gefährtin, die ihn entdeckte und die bis zu ihrem Tode an seiner Seite verblieb. Als sie ihm einmal Briefe und Depeschen nachschickt, die begeisterte Lobsprüche über die Aida enthalten, bemerkt sie: „So ist die Welt! Und doch bist du nicht nur das selbe Genie, das du vor sechs Monaten warst; du bist noch immer der, als welcher du mir zur Zeit des Nabucco und der künstlerischen Fehden erschienen bist. Der Unterschied ist nur: damals bedurfte die Menge noch einer guten Brille um den Stern zu entdecken, der am Himmel emporstieg; heute leuchtet dieser Stern überallhin — jeder will in diesem Lichte stehen und mehr Licht sammeln als die anderen, damit er sich vor der Menge besser hervorhebe und man von ihm sagen könne: „O Eitelkeit der Eitelkeit; alles unter der Sonne ist Eitelkeit!“

Verdi lebte als bescheidener Orgelspieler in seiner Heimatgemeinde Busseto, bei Parma; eine Mailänder Musikgesellschaft hatte ihm eine Oper zu schreiben aufgetragen. Als die Aufführung auf Schwierigkeiten stiess, machte Giuseppina Strepponi, die darin eine Rolle hatte, den Direktor des Scala-Theaters, Merelli, auf den jungen Musiker aufmerksam. Merelli liess ihn zu sich kommen und anerbot sich, seine Oper zu günstigen Bedingungen aufzuführen. Sie hatte einen bescheidenen Erfolg, der aber Merelli bewog, den Komponisten zur Ablieferung von drei weiteren Opern zu verpflichten, die er je mit 4000 österreichischen Lire zu honorieren versprach. Verdi hat immer hervorgehoben, wie sehr nicht nur das Vertrauen dieses Direktors in einen jungen Komponisten erstaunlich war, sondern auch seine Anständigkeit bemerkenswert. Die Brille dieses Morelli war allerdings ausgezeichnet. Auch als die erste der abgelieferten Opern sich als Misserfolg erwies, liess er Verdi nicht fallen. Ueber der Arbeit an dieser Oper, die zu allem Unglück eine Komische war, waren Verdis junge Frau und seine zwei Kinder nacheinander gestorben. Die Aufführung des missratenen Werkes, die höhnische Ablehnung des Publikums waren eine der härtesten Prüfungen, die der Tondichter im Leben zu bestehen hatte. Er war zutiefst entmutigt und fest entschlossen, keine Note mehr zu schreiben. Aber Merelli erwies sich als guter Psychologe. Wie von ungefähr spielte er ihm ein Libretto in die Hand. Als Verdi es zuhause unwillig auf den Tisch warf, öffnete es sich zufällig auf jenen Vers, der vielleicht der einzige schöne im ganzen Werk ist, den berühmten: „Va, pensiero, sull'ali dorate“. Der Vers liess ihn nicht mehr los; er las das Stück zweimal.

dreimal. Es war eine schlichte Dramatisierung eines biblischen Stoffes aus dem Buche Daniel; der Stoff kam seiner Stimmung entgegen; er hatte schon immer gerne in der Bibel gelesen. Am folgenden Tag brachte er das Libretto Merelli zurück. Er gab zu, dass es ihm gefiel; doch davon, dass er es in Noten setze, wollte er nichts hören. „Da nahm Merelli das Manuskript, stopfte es in meine Manteltasche, packte mich bei den Schultern und stiess mich aus dem Direktionszimmer, nicht nur, sondern schloss mir die Türe vor der Nase zu und drehte inwendig den Schlüssel.“ So erzählt Verdi vierzig Jahre später; und so entstand der Nabucco, der Verdi über Nacht berühmt machte.

Er blieb sein Leben lang ein Primitiver, ein Naturgenie. Er röhmt sich dessen, dass er kein einziges Mal die reichhaltige Bibliothek seines Verlegers benutzt habe, um sich über alte oder neue Musik zu orientieren. Er verabscheut die Kammermusikgesellschaften, die sich in Italien bilden und in denen er nur Herde einer überzüchteten Musikpflege sehen will. Er bedauert am Komponisten Ponchielli, dass er zu viel Musik gelesen und gehört habe. Er warnt die jungen Komponisten vor der Angst, ungebildet und unmodern zu erscheinen: „Keiner komponiert mehr mit natürlicher Hingabe; wenn diese Jungen schreiben, herrscht bei ihnen nur der Gedanke vor, das Publikum nicht zu stossen und sich die Gunst der Kritiker nicht zu verscherzen.“ Und er, der doch ausgesprochen Melodist war, warnt in seinen Briefen: „In der Musik sei nicht ausschliesslich Melodist. In der Musik gibt es mehr als die Melodie, mehr als die Harmonie: es gibt die Musik. Beethoven war kein Melodist, Palestrina kein Melodist. Nur die Dummköpfe und die Nörgeler haben Schulen und Gattungen erfunden. Um einen Stiefel zu machen, braucht es Leder. Um eine Oper zu machen, braucht es: dass einer Musik im Leibe habe! Man kann nicht Melodist sein wollen wie Bellini, oder Harmonist wie Meyerbeer. Man soll weder das eine noch das andere wollen. Ich möchte dass der junge Komponist nie daran dächte, ein Melodist, ein Harmonist, ein Realist, ein Idealist, ein Zukunftsmusikant zu sein. Der Teufel hole diese Tifteleien. Die Melodie und die Harmonie sind in der Hand des Künstlers nur Mittel um Musik zu machen; und wenn je der Tag kommen sollte, wo man weder von Melodie noch von Harmonie mehr sprechen wird, noch von italienischer oder deutscher Schule, von Vergangenheits- oder Zukunftsmusik, usw., usw., dann wird endlich das Reich der Kunst beginnen.“ Und einmal schreibt er über einen französischen Veristen: „Die Wahrheit nachahmen kann eine ganz gute Sache sein, aber entschieden besser ist es, die Wahrheit erfinden. Man könnte meinen, in diesen drei Worten sei ein Widerspruch: die Wahrheit erfinden. Aber fragen sie Vater Shakespeare! Shakespeare mag mit irgend einem Falstaff einmal zusammengesessen haben; aber schwerlich wird er einem Schurken begegnet sein, der so schurkisch war wie sein Jago, und nie und nim-

mer solchen Engeln wie Cordelia, Imogen, Desdemona. Und doch sind sie so wahr!"

Man weiss, dass er sich mit den „musikalischen Maschinen“ eines Wagners nie anfreunden konnte. Er liess sie aber gelten, sofern sie nur nicht die Italiener zur Nachahmung verleiteten. „Wenn die Deutschen, von Bach ausgehend, bis zu Wagner angelangt sind, so haben sie als gute Deutsche gehandelt und recht daran getan. Wenn wir aber, die von Palestrina abstammen, Wagner nachahmen, begehen wir ein musikalisches Verbrechen, und tun ein unnützes, ja, ein schädliches Werk.“

Ob die Ableitung Wagners aus Bach die Musiktheoretiker befriedigen wird, bleibe dahingestellt. Verdi lag es nicht, eine eigene Musiktheorie zu begründen. Er arbeitete intuitiv, als ein Sangdichter aus dem Volk, für das Volk. Mit dem Volk blieb er auch zeitlebens verbunden. Auf seinem Sitz Sant'Agata, bei Busseto, lässt er eine Reihe von Arbeiten durchführen „welche mir keinen Heller mehr Einkommen einbringen werden; aber wenigstens verdienen die Leute, und in meinem Dorfe hungert man nicht. Ihr Bewohner der grossen Städte ahnt ja nicht wie gross, wie überaus gross, das Elend der niedrigen Volksklassen ist; wenn keine Vorsehung aus der Höhe oder aus der Tiefe eingreift, wird es früher oder später ein schreckliches Unglück geben. Siehst du, wenn ich die Regierung wäre, ich würde nicht so sehr auf die Parteien schauen; Weiss, Rot oder Schwarz; ich würde an das tägliche Brot denken: al pane da mangiare.“

Leidenschaftlichen Anteil nahm er an allen Geschehnissen des Risorgimento. Im Jahre 1860 wurde er in die Kammer gewählt; Cavour hatte ihn bewogen, seine Kandidatur zu stellen. Allerdings sagt er darüber selber: „Wer meine Biographie schreiben möchte, insofern ich Abgeordneter bin, täte gut, auf der Mitte eines schönen, grossen Bogens weissen Papiers zu drucken: „Die 450 sind in Wahrheit 449, denn Verdi existiert als Parlamentarier nicht“. Er eignete sich schlecht zum Politiker. Er wiederholte zu oft, ihm läge weder an der Form noch an der Farbe; er habe in der Geschichte grosse Tugenden und grosse Schurkereien sowohl in Königreichen als in Priesterstaaten und in Republiken gesehen, und worauf es ihm vor allem ankomme sei, als Leiter der Staatsgeschäfte Bürger von ausgesprochener Begabung und makelloser Ehrlichkeit zu sehen. Er unterstreicht das Wort Bürger, cittadini.

Verdi ist der Typus des sympathischen Genies. Seine Aeusserungen sind alle warmherzig, offen, aufrichtig, gutartig. Nie stösst man auf Dämonie; auf verborgenen Neid, Hass, Machtwille. Er hat es auch nicht nötig, seine Schöpfungen aufzudrängen und gewalttätig durchzudrücken; er grollt viel eher darüber, dass ihm zuviel abverlangt wird und dass er zu einer unaufhörlichen Pflichtarbeit verurteilt sei. Seine Entwicklung ist harmonisch, die Anlage seiner Natur glücklich; alles an ihm ist lauter, heiter, einfach. Man kann von ihm nicht sagen,

dass er von der Musik besessen gewesen sei; wohl aber dass er ein Liebling der Musen gewesen, jener Göttinnen des Gesanges, die dem Dichter die Lieder in die Seele legen.

Verdis Leben erfahren wir darum am besten aus seinen Briefen; denn um ihn ist weder Drama noch Skandal; und wenn er auch ein Faktum nicht richtig wiedergibt, so liegt es an einem Irrtum seines Gedächtnisses, der mit einer Fussnote wieder gutzumachen ist. Solche Briefe hat der Verlag Mondadori zusammengestellt in seinem reizvollen Buch: „Giuseppe Verdi, Autobiografia dalle lettere“, in dem man sie nach Gesichtspunkten geordnet findet: die Anfänge; die Freundinnen; die Freunde; Sant'Agata; Vaterland, Politik und Zensur (denn mit dieser, vormärzlichen, hatte er seine schwere Not), und ähnlichen.

R. J. Humm.

Bezugsbedingungen:

Einzelheft Fr. 1.50, im Abonnement Fr. 15.— (+ Porto Fr. 1.—)
für 12 Hefte pro Jahr.

Ausland Einzelheft Fr. 1.80, im Abonnement Fr. 18.— pro Jahr.
Erscheint jeweilen Mitte des Monats

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Meier
Redaktion u. Verlag: Fretz & Wasmuth A.G. Zürich, Akazienstr. 8

Tel. 4 58 55, Postcheckkonto VIII 6031
Inseratenverwaltung Akazienstr. 8 Zürich. Tel. 4 58 55

Druck: Jak. Villiger & Cie., Wädenswil Tel. 95 60 60

Printed in Switzerland
